

Der Häftling in der Zelle 92 des Militärgefängnisses Berlin-Tegel ist ein besonderer Fall. Dietrich Bonhoeffer, siebenunddreißig Jahre alt, Theologiedozent und Pfarrer ohne Lehrerlaubnis, zuletzt als Kurier der Abwehr tätig, verhaftet unter dem Verdacht der Verschwörung gegen Führer und Reich, ist der Starhäftling der Anstalt. Er kommt aus jenen besseren Kreisen, die man bisher nicht mit staatsfeindlicher Konspiration in Verbindung brachte. Der langjährige Klinikchef der Berliner Charité ist sein Vater, der Stadtkommandant von Berlin sein Onkel. Im Jahre 1943 ist ein Mann mit solchen Verbindungen noch eine seltene Erscheinung in den Gefängnissen Hitlerdeutschlands. Deshalb ist das Gefängnispersonal unsicher, wie man mit so jemandem umgehen soll. Die Schließer in Berlin-Tegel haben klare Feindbilder. Wer hier eingeliefert wird, ist entweder »bol-schewistischer Agent« oder »Wehrkraftzersetzer«, ein »feiger Deserteur« oder einfach ein »Kameradenschwein«. Wer in diesem Gefängnis sitzt, darf ungestraft als »Strolch« beschimpft und als »Staatsfeind« schikaniert werden. Doch der Neue in der Zelle 92 verbittet sich diesen Ton. Er passt auch nicht in die

herkömmlichen Kategorien. Er ist nicht da, wo er hingehört.

Er selbst scheint das manchmal auch so zu empfinden. In Dietrich Bonhoeffers Aufzeichnungen und Briefen aus der Haft taucht oft die Frage nach der eigenen Identität auf. Im Sommer 1944 schreibt er ein Gedicht: »Wer bin ich?« Es zeigt das Bild eines Menschen, der aus Widersprüchen besteht, der aus seiner Zelle tritt, »heiter und gelassen wie ein Gutsherr aus seinem Schloß«, und der zugleich, wie seine Mitgefangenen, gegen den Haftkoller, gegen Ängste und Depressionen kämpft. Unter dem Druck der monatelangen Untersuchungshaft, in dringender Erwartung des Umsturzes, den er mit vorbereitete – und der dann wenige Tage später fehlschlagen wird –, thematisiert Dietrich sein Hin-und-her-Gerissensein zwischen Selbstsicherheit und Selbstzweifel. Dieser Widerspruch hat ihn sein Leben lang begleitet, und er war niemals nur ein individuelles Problem. Dass Dietrich diesen Widerspruch so stark empfand, lag daran, dass im Laufe seines Lebens traditionelle Werte zugleich infrage gestellt und der Bewährungsprobe ausgesetzt wurden.

Dietrich kam aus einer Familie, in der man wusste, wer man war und wo man stand. Für ihn wurde das zu einer immer wieder offenen und ständig neu zu beantwortenden Frage. Es war nicht leicht, sie glaubwürdig zu beantworten, denn die Welt, die ihn geprägt hatte, blieb nicht die gleiche.

Einen Platz in der Welt haben

1906–1914

Als Dietrich Bonhoeffer am 4. Februar 1906 in Breslau geboren wird, ist die Welt noch in Ordnung. Seine Kinderjahre fallen in eine Epoche, die man später die »gute alte Zeit« nennen wird. Den Beginn des neuen Jahrhunderts hatte man 1889 mit der Weltausstellung in Paris gefeiert. Im Ausstellungskatalog war zu lesen: »Die weltweite Ausstellung ist das großartige Resultat, die gewaltige Bilanz eines ganzen Jahrhunderts, des an Entdeckungen reichsten, an Wissenschaften wundersamsten Jahrhunderts ... das zu Ende geht und zugleich eine neue Ära in der Geschichte der Menschheit eröffnet.« Eine solche pathetische und optimistische Äußerung entsprach dem Geist der Zeit. Sie war weit weniger umstritten als der Eiffelturm, der kurz vor der Weltausstellung gebaut worden war.

Dietrich ist das sechste von acht Kindern. Sein Vater, Karl Bonhoeffer, ist Professor für Psychiatrie und Klinikchef in Breslau. Seine Mutter Paula ist eine geborene von Hase. Ihr Vater war Theologieprofessor und zeitweilig Hofprediger Kaiser Wilhelms II. Die Familie, in der Dietrich aufwächst, gehört zur Bildungselite des Deutschen Reiches.

Die Bonhoeffers bewohnen ein geräumiges Haus

mit Garten. An der Wand im Treppenhaus hängt, auf Leinen gemalt, der Stammbaum der Familie; er lässt sich bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen. Die Vorfahren des Vaters waren angesehene Bürger. Die Familie Karl Bonhoeffers ist stolz auf ihre bürgerliche Herkunft. Vor Paula Bonhoeffers adliger Verwandtschaft hat man wenig Respekt. Sie selbst hatte sich schon früh von ihrem Milieu distanziert. Statt sich auf eine standesgemäße Heirat vorzubereiten, machte sie das Lehrerinnenexamen und heiratete schließlich einen Bürgerlichen, obwohl eigentlich ein anderer für sie vorgesehen war.

Am Beginn des 20. Jahrhunderts ist klar, dass die Zukunft dem Bürgertum gehört. Zwar herrscht in Deutschland noch die Monarchie, noch sind Adel und Armee die »Stützen der Gesellschaft«, aber die Fabriken und Handelskontore, die Forschungslabore und Lehrstühle gehören längst den Bürgern. Sie garantieren den wirtschaftlichen und wissenschaftlich-technischen Fortschritt. Das macht selbstbewusst.

Karl Bonhoeffer ist ein typischer Wissenschaftler des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Er ist davon überzeugt, dass die Welt erforscht und begriffen werden kann. Er hält nichts von Spekulationen, weder von religiösen noch von wissenschaftlichen. Deshalb hält er auch nichts von Sigmund Freud, dem Kollegen aus Wien. Dessen Behauptung, der Mensch sei weit mehr von seinen unbewussten Regungen und Trieben abhän-

gig, als er glaube, ist Karl Bonhoeffer unheimlich. Eine solche Einstellung ist gegen seine Art zu denken und zu leben. Für ihn ist Wissenschaft empirische Forschung und rationale Erklärung nachweisbarer Phänomene. Sein Lebensprogramm heißt: die Wirklichkeit erkennen und vernünftig bewältigen. Das will er auch seinen Kindern beibringen, den Töchtern ebenso wie den Söhnen.

Dietrich ist der jüngste der vier Söhne. Ein Foto aus dem Jahre 1910 zeigt den Vierjährigen zusammen mit dem Vater und den drei großen Brüdern Karl-Friedrich, Walter und Klaus. Dietrich ist ein schöner kleiner Junge mit langen, blonden Haaren und einem weichen, mädchenhaften Gesicht. Er sieht anders aus als die übrigen Männer der Familie. Die großen Brüder kommen auf den Vater heraus, sie sind jugenhaft und schmal und haben einen wachen, skeptischen Gesichtsausdruck. Sie teilen Vaters naturwissenschaftliche Interessen. Mit ihnen kann er etwas anfangen.

Dietrich, der etwas verträumte Kleine, hat es nicht leicht, sich gegen die Brüder durchzusetzen. Vor allem muss er um die Anerkennung des Vaters kämpfen, der sich viel mehr mit den Großen identifiziert. Noch als Erwachsenen macht ihm der Wunsch zu schaffen, vom Vater akzeptiert zu werden. Das heißt nicht, dass Dietrich diesen Konflikt später zum Ausdruck bringt und offen austrägt. Dazu ist die Autorität des Vaters viel zu unumstritten. Aber in späteren Äußerungen

bezeichnet er die »Herbe« des Vater-Sohn-Verhältnisses als zugleich fordernd und verunsichernd. Und in krisenhaften Lebensphasen schreibt er Kindheitserinnerungen auf, selbstkritische Reflexionen, die Aufschluss geben über die Nöte und Konflikte des Kindes Dietrich Bonhoeffer: »Er hatte es schon als Knabe geliebt, sich auf dem Totenbett vorzustellen, umgeben von allen, die ihn liebten, und denen nun letzte Worte zu sagen. Er hatte heimlich oft darüber nachgedacht, was er wohl in diesem Augenblick sagen würde.«¹

Einmal im Mittelpunkt stehen, einmal von allen beachtet werden, das sind Fantasien von Kindern, die es schwer haben, ihren Stand gegenüber Eltern und Geschwistern zu behaupten.

Während Dietrichs Kinderzeit werden die Eltern von fünf pubertierenden, nach und nach erwachsen werdenden Großen in Atem gehalten, Dietrichs Brüdern und seinen Schwestern Ursula und Christine. Dazu kommen zunehmende gesellschaftliche Verpflichtungen. Dietrich gehört zu den drei Kleinen, die nebenher mitlaufen. Unter ihnen allerdings dominiert er. Für seine Schwestern Sabine und Susanne ist er der Held. Dass Dietrich später um Beachtetwerden und gegen Dominierenwollen gleichzeitig zu kämpfen hat, liegt in dieser Familienkonstellation begründet.

Als Dietrich sechs Jahre alt ist, zieht die Familie nach Berlin. Der Vater übernimmt dort den damals führenden Lehrstuhl für Psychiatrie und Neurologie und die

Leitung der renommierten Universitätsklinik, der Berliner Charité. Karl Bonhoeffer ist jetzt der »Herr Geheimrat«, er hat Zugang zu den höchsten Regierungsstellen, er ist der führende Vertreter der deutschen Psychiatrie und eine international anerkannte Kapazität mit Privatpatienten aus dem In- und Ausland. Und bei alldem verkörpert er die preußischen Tugenden der deutschen Bildungselite: Pflichtbewusstsein, Understatement, »mehr sein als scheinen«.

In dieser und vieler anderer Hinsicht sind die Bonhoeffers typisch für die Lebensart und das Lebensgefühl des aufgeklärten, konservativ-liberalen Bürgertums jener Zeit. In der Familie geht es bei aller Toleranz patriarchalisch zu. Der Vater ist eine Institution. Auch zu Hause gehört er nicht nur seiner Familie. Er hat ein Arbeitszimmer, das von den Kindern nicht betreten werden darf. In allen Familienangelegenheiten hat er das letzte Wort. Aber man behelligt ihn nur mit den wirklich wichtigen Problemen.

Das heißt nicht, dass Karl Bonhoeffer sich nicht um seine Familie kümmert. Im Gegenteil erinnern sich alle Kinder an ihn als einen begeisterten Vater. Die Formen, in denen Vater und Kinder sich begegnen, sind jedoch streng geregelt. Großer Wert wird auf die gemeinsamen Mahlzeiten gelegt. Aber dass Kinder bei Tisch nur reden, wenn sie gefragt werden, gilt auch in Dietrichs Familie. Wenn es sich einrichten lässt, bringt der Vater einen Teil des Abends im Familien-

kreis. Regelmäßig liest er vor, aus Werken von Schiller, Dostojewski und Fontane. Ein Foto aus dem Familienalbum zeigt ihn dabei als unumstrittenen Mittelpunkt des Hauskreises, zu dem sich selbstverständlich die ganze Familie versammelt. Die Familie als eine in sich geschlossene, geordnete Welt – das Bürgertum der Wilhelminischen Ära liebt solche Bilder.

Einstimmig beschreiben die Kinder ihren Vater als einen zugleich einfühlsamen und distanzierten Mann. Er selbst äußert in seinen Lebenserinnerungen die Überzeugung, dass »sich die Qualifikation zum Psychiater auch darin bekunden muß, daß nicht nur das Verständnis für Andersdenkende, sondern auch die Beherrschung des Affektiven in besonderem Maße entwickelt sein wird«².

Das ist nicht nur ein Seitenhieb gegen den Kollegen Freud, sondern ein Maßstab für Urteile und Entscheidungen. Mit einer solchen Einstellung kann man große Worte und schöne Gefühle auf ihre Substanz hin abklopfen. Das tut Karl Bonhoeffer auch gegenüber seinen Kindern. Er zeigt ihnen, dass man ihm nichts vormachen kann. Das erzieht zu Nüchternheit und Ehrlichkeit. Sabine, Dietrichs Zwillingsschwester, erinnert sich: »Seine Ablehnung der Phrase hat uns zu Zeiten einsilbig und unsicher gemacht, aber erreicht, daß wir als Heranwachsende an Schlagwörtern, Geschwätz, Gemeinplätzen und Wortschwall keinen Geschmack mehr fanden.«³

Das ist die eine Seite. Auf der anderen Seite leiden einige der Kinder auch unter dem Abstand zum Vater. Susanne, die jüngste Tochter, erinnert sich noch als erwachsene Frau an ihre Gefühle bei einem der seltenen Besuche, die sie ihrem Vater in seiner Klinik macht, um dort gebrauchtes Spielzeug für die kranken Kinder abzuliefern. Sie erlebt dort einen Mann, der die kranken Kinder mehr als die eigenen an sich herankommen, sich sogar von ihnen anfassen lässt: »Als wir uns trennen, habe ich meinen Vater sehr lieb und möchte ihn anfassen und streicheln wie die Kranken, aber ich wage es nicht.«⁴

Sich anfassen, Gefühle zeigen, sich spontan einem anderen mitteilen – das alles lernt man bei diesem Vater nicht. Aber das ist nichts Besonderes. In den Kreisen des gehobenen Bürgertums gehört Distanzhalten zum guten Ton und Sichbeherrschen zu den Tugenden, auf die man besonderen Wert legt. Karl Bonhoeffer ist selbst schon zu einer solchen Haltung erzogen worden. Er gibt mit gutem Gewissen weiter, was ihm selbstverständlich ist: dass man sein Gefühlsleben unter Kontrolle hat. Was dabei unbewusst weiterexistiert und verdrängt wird, steht auf einem anderen Blatt.

Gefühle zulassen und ausleben zu dürfen ist Sache der Frauen. Sie sollen das emotionale Element neben dem rationalen des Mannes verkörpern. Diese Rollenverteilung gilt auch bei den Bonhoeffers. Aber Gefühle zu haben und zu zeigen ist für Paula Bonhoeffer auch

Ausdruck ihrer Souveränität. Sie hat sich schon als junges Mädchen nicht viel vorschreiben lassen. Und auch als Ehefrau von Karl Bonhoeffer wahrt sie ihre Eigenständigkeit. Sie lebt ihre Gefühle so ungeniert und selbstverständlich, dass es akzeptiert wird, auch von ihrem Mann. Zugleich macht sie deutlich, dass Gefühl und Verstand zusammengehören.

In den ersten Schuljahren unterrichtet Paula Bonhoeffer ihre Kinder selbst. Sie hält nichts von der preußischen Erziehung. Häufig äußert sie die Ansicht, den Deutschen würde im Leben zweimal das Rückgrat gebrochen, erst in der Schule und dann beim Militär. Die Kinder genießen ihren Unterricht. Er ist anschaulich und regt zu eigenem Denken und Entdecken an. Manche ihrer Schüler langweilen sich hinterher in der Schule entsetzlich und sind der Schrecken jener Lehrer, für die Ruhe und Ordnung erste Bürgerpflicht und höchstes Lernziel ist.

»Bonhoeffer beißt in die Modelle!«, steht im Klassenbuch, als Klaus die Kirschen isst, die er abmalen soll. In dieser wie in vielen Angelegenheiten ähnlicher Art reagieren die Eltern gelassen. Unehrllichkeit oder mangelnde Hilfsbereitschaft wären schlimmer. Paula Bonhoeffer, die ihren eigenen jugendlichen Freiheitsdrang nicht vergessen hat, eröffnet ihren Kindern Freiräume, die für die damalige Zeit ungewöhnlich sind. Sie ist über Jahre für die soziale und emotionale Seite der Erziehung zuständig. Sie erzählt Geschichten, auch